

Nr. 249. Bromberg, den 14. November 1928.

Der schwarze Mann.

Roman von **Alfred Machard.**

Ach, dieses Leben . . .

Aus einem großen Liebesbedürfnis heraus hatte er einige Monate nach seiner Rückkehr nach Frankreich um die Hand einer jungen Arbeiterin angehalten. Es war dies Marie Potier, die Tochter des Werkmeisters in der Chupalschen Fabrik, wo er unter dem Namen Vinzenz Paroli angestellt war. Nun erlebte er einen wahrhaftigen Liebesroman. Und er hätte das reinste Glück genossen, wenn er nicht unausgesetzt in geheimer Angst gezittert hätte, er könnte eines Tages wieder erkannt und verhaftet werden. Denn immer weiter bedrohte ihn dieses furchtbare Schicksal . . . Diese ewige Angst erwartete ihn mit jedem neuen Tag.

Die beiden Eheleute hatten in schöner Eintracht bald so viel erspart, daß sie eine neue Tischlerei kaufen konnten. Der Handel gedieh. Dann wurde ihnen ein Sohn geschenkt: Boubou. Die Jahre vergingen. Und Vinzenz fand seine Ruhe so ziemlich wieder. Er glaubte, die Polizei hätte seine Spur nun endgültig verloren. Er war also gerettet, konnte endlich sein spätes Glück genießen.

Da starb seine Frau . . .

Sein Schmerz war ungeheuer . . . Ach dieses Leben!

Das Unglück heftete sich nun an sein jammervolles Dasein . . . Durch schwere und unausgesetzte Arbeit suchte er seine Verzweiflung zu betäuben. Und wieder vergingen Jahre . . . Und wenn er auch nicht Vergessen fand, so legte sich mit der Zeit doch eine sanfte Ruhe auf sein trauerndes Herz.

Da bemerkte er nun, daß eine alte Freundin von Marie ihn heimlich in ihr Herz geschlossen hatte. Das ließ ihn nicht gleichgültig, rührte ihn. Eine große Sympathie zog ihn darauf zu dem jungen Mädchen hin. Sie war so sanft und so verliebt, daß auch er bald eine Zuneigung zu ihr faßte. Er bat sie, seine Frau zu werden. Sie nahm es mit Freuden an. Und Boubou bekam so eine neue liebe Mutter. Vinzenz Paroli aber wollte vielleicht doch noch einmal ein bißchen Glück kennenlernen. Er wußte beinahe schon gar nicht mehr, daß er ja doch der ehemalige Sträfling Bernier war. Er wiegte sich in Sicherheit. Die fortwährende Angst von ehedem wich einem Gefühl der Beruhigung. Und schließlich müßte er ja auch dem Gesetz nach binnen kurzem von jeder Sorge befreit sein . . . Nach Artikel 635 des Strafrechtes heißt es ja, daß die Strafen der gemeinen Verbrecher zwanzig Jahre nach dem Tag der Verhaftung oder Verurteilung verjähren. Am 13. April, in einigen Tagen also, würden es zwanzig Jahre, daß er von den Geschworenen von Rennes zu lebenslänglicher Deportation verurteilt worden war.

Ach, dieses jammervolle Leben . . .

Fünf Tage vor seiner Befreiung, am frohen Abend seiner Hochzeit, fünf Tage vor der endgültigen Verjährung jagte man von neuem hinter ihm her.

Das Bagno verlangte seine Beute wieder!

Fünf Tage . . .

„Ach, dieses Leben! Dieses traurige, armselige Leben!

Und jetzt, was konnte jetzt noch aus ihm werden? Er war Goumes Gefangener. Er konnte ihm nicht mehr entgehen. Und wozu sollte er auch? Allein und ohne Geld und ohne Hilfe wäre er ja nur zu bald wieder gefangen. Dann aber gab es nur noch das Bagno, und zwar bis an das Ende seiner Tage.

Aber was würde man von ihm verlangen? Welche Missetat? Vielleicht sogar ein schmachvolles Verbrechen. Sollte er sich weigern? Er wußte, was ihm dann drohte. Durch seinen Sohn würden sie ihn festhalten, ihn quälen. Was würden sie Boubou, seinem Kleinen, seinem Herzenskind antun? Diese Bestien wären imstande, auch ihn zu töten . . .

So weinte Bernier, das Gesicht in einem Arm vergraben, noch lange, lange . . .

Bis sein armer, gehetzter und gequälter Körper dann plötzlich in schweren Schlaf fiel.

Wie lange hat er nur geschlafen?

Bei seinem Erwachen merkt er, daß die Kerze ausgebrannt ist. In dem zellenähnlichen Loch, in das das Schnapsmaul ihn geführt hat, ist es sehr dunkel. Die kleine, kreisrunde Öffnung an der Decke läßt nur ein schwaches und spärliches Licht eindringen. Immerhin geht daraus hervor, daß es Tag ist und daß draußen die Sonne scheint.

Der Gefangene stellt sich auf seine Bettstatt, hebt den Kopf gegen die Öffnung und lauscht . . . Er hört von weitem einen Vogel singen. Kein Zweifel, die Luft kommt aus einem Garten. Das Herz zieht sich ihm schmerzhaft zusammen. Draußen scheint die Sonne, ein Vogel singt, der Himmel leuchtet — dort ist die Freiheit.

Er wirft sich heftig auf sein Lager zurück und stellt sich schlafend. Denn er merkt, daß eben eine Hand die eiserne Schiebetür aufschieben will.

Das Schnapsmaul kommt herein.

„Hallo! Einundsechzig!"

„Was?" fragt Bernier und reibt sich die Augen.

„Verflucht noch mal, hast du einen Schlaf!"

„Wieviel Uhr ist es denn?"

„Fünf Uhr."

„Morgens?"

„Nein . . . viel später . . . hast fünfzehn Stunden in einem Zug geschlafen . . . bist du nicht hungrig?"

„O ja . . ."

„Kriegst was zu futtern, aber bei Goume . . . er wartet auf dich, will mit dir sprechen . . ."

Bernier erzittert.

„Er will mich sprechen?"

„Ja . . . komm!"

Der Gefangene steht auf, packt aber, ehe er ihm folgt, Butard noch rasch am Arm.

„Hör mal, Schnapsmaul . . ."

„Was denn?"

„Mein Bub . . . wo ist er?"

„Bei meiner Frau Gemahlin . . . der Kugel."

„Wie geht es ihm?"

„Er ist vergnügt . . . spielt im Garten . . . mach keine Geschichten."

„Warum bringt man ihn denn nicht zu mir?"

„Das mußt du Goume fragen . . . aber jetzt komm schnell . . . er wartet."

Der wunderliche Alte saß noch immer bleich und in seinen Decken frierend im Lehnstuhl versunken. Er verließ diesen Stuhl wohl überhaupt nicht. Schlief vielleicht auch darin. Zu seiner Linken saß der Bankier. Der Bankier legte seinen kostbaren Pelz, den er erst nachlässig hinter sich hatte fallen lassen, auf eine Bank. Er war in Gala, seine

brette gestärkte Hemdbrust aber war stellenweise von großen Weinflecken bedeckt. Und auf seinem Kragen war ein großer, schmutziger Fingerabdruck.

Zur Rechten des Greises standen auf dem kleinen Holztisch ein paar Gläser, eine Flasche Wein und ein irdener Topf mit gehacktem Schweinefleisch, daneben lag ein Laib weißes Brot.

Goume richtet sich beim Eintritt seines Gefangenen auf. Seine merkwürdigen kleinen Hypnotiseuraugen blitzen. Bernier schließt instinktiv die Lider. Aber der magnetische Lichtstrahl bleibt in ihm. Er fühlt, wie sich eine große Kälte auf alle seine Glieder legt, wie sie sich seiner bemächtigt, ihn durch und durch erschauern läßt.

Goume fährt auf. „Schläfst du denn immer noch, Einundsechzig?“

Der Gefangene öffnet die Augen.

„Nimm doch einen Lehnstuhl,“ sagt Goume, der jetzt den Liebenswürdigen spielt, „und setz dich an meinen Tisch . . . iß und trink, so viel du Lust hast . . . ich werde inzwischen sprechen.“

„Du wirst noch froh sein,“ fährt der Alte fort, „denn du wirst ein echtes Glied der Kette bleiben . . . wir haben eine schöne Arbeit für dich gefunden . . . Die Idee ist von mir . . . Die Schlange und der Pilot haben sich schon zu der Bude aufgemacht, um alles auszubaldowern, sie werden die Geschichte organisieren, den Plan ausarbeiten . . . Sie müssen jeden Augenblick kommen . . . wir werden dann alles erfahren. Die Idee ist mir heute morgen beim Zeitunglesen gekommen . . . eine brillante Idee . . . nicht wahr, Bankier, direkt ein Spaß . . . Hör mal, Einundsechzig, du kennst doch den Namen Malvinat?“

„Das ist nämlich,“ fährt Goume lachend fort, „der Name des Steuereinnehmers von Ploubalec, den du einmal ins Jenseits befördert hast . . . haha . . . überdies, sag mal . . . die Geldtasche mit den achtzigtausend Franks, wo hast du die eigentlich hingesteckt?“

„Ich weiß nicht“, flüstert Bernier verstört.

„Jetzt hör aber auf . . . wirst vielleicht noch behaupten wollen, daß du ihn gar nicht abgemurkst hast . . . Ich habe — weil du doch jetzt einmal zu uns gehörst — mir vom Schreiber alle Zeitungen von damals für unser Archiv beschaffen lassen . . . ich sehe schon, du wirst weiter leugnen, so wie damals vor den Richtern: „Die Geldtasche . . . davon weiß ich nichts . . . ich war es nicht . . .“ Was denkst du eigentlich . . . glaubst, man kann Goume zum Narren halten . . . und dann hat man ja eine Hand voll Fetzen in deiner Tasche gefunden . . . unter dem Taschentuch . . . war Blut darauf, auf den Fingern auch . . . Die Zeugen haben es beschworen . . . Nachdem der Steuereinnehmer kalt gemacht war, hast du die Geldtasche eingegraben . . . einfach klassisch . . . Geh, sag es doch! Wenn du willst, gehen ein paar von unseren Burschen auf die Suche . . . sie würden ganz im stillen das Terrain in der Nähe der Stelle, wo du ihn erstochen hast, untersuchen . . . Wenn wir was finden, so teilen wir natürlich. Einverstanden?“

„Ich habe aber die Geldtasche nicht genommen . . . nein . . . es ist unmöglich . . . ich habe sie nicht genommen“, stammelt der Gefangene mit dem Ausdruck tiefster Verzweiflung.

„Ach was! . . . du erinnerst dich nicht . . . warst ja besoffen.“

„Nein . . . nein“, stöhnt der Gefangene. „Ich habe sie nicht genommen . . . Warum wäre ich denn sonst neben dem . . . dem . . . Ermordeten liegen geblieben.“

Goume schüttelt langsam den Kopf.

„Ja, das ist wahr. Ist die Arbeit fertig, so schläft man nicht ein über dem Kadaver . . . Aber der Staatsanwalt, der hat doch eine Erklärung gewußt . . . Du warst besoffen! Wie du den Mann niedergemacht hattest, bist du mit der Geldtasche davon . . . hast sie im stillen irgendwo versteckt, dann bist du wieder zurückgekommen . . . es muß sehr finster gewesen sein in dieser Nacht . . . da du aber doch stockbesoffen warst, bist du über den Kadaver gestolpert und hingefallen, Teufel noch einmal . . . und als rechter Süffel bist du liegen geblieben, wo du warst . . . Wenn du aber jetzt mit uns nicht teilen willst, mein Alter, so ist das deine Sache . . . Nun aber wieder zu meiner Idee . . . eine entzückende Idee . . . Denk mal an, ich habe heut morgen in der Zeitung gelesen, daß die Witwe Malvinat sich nicht weit von hier, in Chaville, niedergelassen hat . . . in einer einsamen Villa . . . Lebt da mit 'ner alten Schwester oder Magd. Genaues weiß man nicht . . . Nach dem, was der Journalist erzählt, hat sie was . . . in der ganzen Bude steht lauter wertvolles Zeug . . . es gibt sicher auch irgendwo einen geheimen Schatz . . . Das ist immer so bei alten Weibern, die allein wohnen . . . in Strohsäcken oder Tischbeinen . . . oder im Rauchfang . . . Da hab ich mir gleich gesagt: 'ne feine Sache . . . nach dem Herrn Gemahl soll Bernier nun auch die Frau Gemahlin ein bißchen leichter machen . . . hahaha . . . und zwanzig Jahre später, ganz wie im Roman hahahaha . . . das nenn ich eine Sensation!“

Goume hustet lange, spuckt und schnaubt dabei, erstickt vor Lachen.

Der Bankier schlägt sich vor Vergnügen auf die Schenkel. „Nach dem Herrn Gemahl die Frau Gemahlin! . . . Hahaha . . . die Familie hat wirklich Pech!“

Bernier fährt auf. Sein Stuhl fliegt nach hinten, fällt krachend auf die Lehne auf.

Goume wird mit einemmal aus seinem Freudentaumel gerissen. „Was soll das heißen?“ ruft er.

Bernier aber schreit, so laut er kann, in einem unwiderstehlichen, plötzlichen Aufruhr seines empörten Gewissens — und das ist wohl sein wahres Gewissen —: „Ich gehe nicht, . . und ich tu es nicht . . . nein, niemals!“

Aber da erhebt auch Goume seine Stimme.

Und diese wütende Greisenstimme überschreit, wenn auch heiser und stammelnd, doch sofort die andere.

„Du weißt, was dich erwartet“, ruft die Stimme herrisch. „Du weißt es . . . Wir schicken dich der Putz zurück . . . deinem Kind aber kannst du dann Lebewohl für immer sagen!“

Bernier erschaudert. „Mein Kleiner . . . ach, was wollt ihr ihm tun!“

Goumes Lachen wirkt drohender als die grausamste Antwort.

Der Gefangene wirft sich auf eine Bank an der Mauer. Das Gesicht in den Händen, weint er verzweifelt. Er muß nachgeben. Es gibt keinen Ausweg für sein Martyrium, seine Empörung hat keinen Zweck. Er fühlt, daß er unterliegen muß . . . Er muß nachgeben. Denn er ist Vater. Und wenn nicht . . .

Eine schwere Hand legt sich auf seine Schulter. „Na, sei doch kein Esel“, sagt der Bankier lächelnd.

Goume aber ist wieder ruhig geworden. „Das Geschäft ist ganz ungefährlich“, erklärt er weiter . . . „Ein Kerl wie du erledigt so was im Handumdrehen . . . Und schließlich ist ja der Bund dazu da, dir zu helfen . . . das steht in den Statuten . . . Wenn du einmal den Schatz oder sonst welche Kostbarkeiten hast . . . die Frau muß auch Schmuck haben . . . dann trefft ihr euch an einer bestimmten Stelle . . . Die Schlange und der Pilot werden einen stillen Winkel ausfindig machen . . . Das Geld wird geteilt . . . zwei Drittel für dich und eines für den Bund . . . Die Arbeit machst du allein, du weißt schon, warum . . . Dann fliehst du sofort mit dem Bankier nach England . . . das Flugzeug erwartet euch auf einem Feld in der Nähe . . . Na, was sagst du! . . . Unser Flugzeug . . . Hab dir ja schon gestern gesagt, wir sind jetzt modern! Dein Bub ist dann schon drin, das ist dir versprochen. Wenn du aber auskneifst, dann ist's dein eigener Schade . . . Der Bankier nimmt das Balg mit sich und den kenn ich, der ist bei Gott nicht zartfühlend . . . Sind sie einmal über dem Ärmelkanal . . .“

Die Drohung ist furchtbar.

Bernier senkt den Kopf. „Also gut, ich gehe,“ verspricht er leise, „und ich führe es aus bis an das Ende.“

„Donnerwetter,“ sagt der Greis lachend, „bist ja gar nicht so dumm!“

Da stürzen der Pilot und die Schlange voll lärmender Heiterkeit in das Zimmer. „Fabelhaft“, rufen sie noch in der Tür, „eine einsame Villa . . . zwei alte Weiber . . . kein Köter . . . kein Telephon . . . keine Nachbarn . . . und ganz daneben eine große Wiese für den Aero . . . Die Geschichte ist ganz einfach . . . die reine Landpartie . . . hat wirklich Glück, dieser Einundsechziger!“

„Wenn es vielleicht nicht nach seinem Geschmack ist“, ruft die Schlange, „ich weiß jemand, der es tun möchte . . . und wie gern!“

Goume gebietet Schweigen.

„Dich hat niemand gefragt . . . Das Schnapsmaul übernimmt mit euch beiden und dem Bankier die Expedition . . . der Einundsechziger geht, wie verabredet, ganz allein in die Villa . . . Ihr anderen macht draußen die Mauer.“

„Die Arbeit wird uns nicht umbringen“, sagt der Pilot.

„Desto besser! . . . Also, Einundsechzig, die Sache ist abgemacht, hast du verstanden . . . du stattest der Malvinat deinen Besuch ab . . . wann . . . nun bald, sobald als möglich . . . Denk doch, in drei Tagen ist der Termin der Verjährung, da kannst du dich dann auf und davon machen . . . Daraus wird aber nichts . . . Du bleibst ein Glied der Kette . . . na, Pilot, du glaubst also, man kann dort zu Besuch kommen?“

„Wann man will“, fällt der Pilot ein, „wann man will . . . es ist ganz ungefährlich.“

„Auch diese Nacht?“

„Auch diese Nacht.“

Goume reibt sich strahlend die Hände

„Ausgezeichnet ... dann geh also, lieber Genosse Vernier, und ruh dich noch ein bißchen aus ... kriegst was zu trinken und zu futtern ... hab keine Angst, es wird alles gut vorbereitet ... du bekommst Zangen, Haken, eine elektrische Taschenlampe, zwei Knebel und ein scharfes Messer ... das ist dir doch lieber als ein Revolver? ... Macht weniger Lärm und arbeitet genau so gut ... Das hat der Steuereinnehmer von Ploubalec nur zu gut erfahren ... Hahaha .. Na, jetzt geh, Genosse, und dusel ein wenig ... Butard! ... Halloh, Butard! ... komm her! der Einundsechziger wird noch diese Nacht für sich und für den Bund arbeiten ... Bring ihn wieder in sein Loch ... er kennt sich noch nicht aus im Haus ... und laß ihm nichts abgehen ... Er ist ein Glied der Kette ... Geh, Kamerad! Schlaf dich aus ... deine Arbeit bereiten wir schon vor ... und wir verstehn uns drauf, das kannst du glauben."

Mit starrem Blick, geistesabwesend und verstört geht Vernier wie ein Automat hinaus.

„Er ist aus der Übung gekommen", ruft die Schlange lachend hinter ihm her.

Goume ist ganz ungewöhnlich angeregt. Mit fiebrigen Augen und leicht geröteten Wangen gibt er keuchend seine Befehle:

„Hallo, Pilot, komm einmal her ... du telephonierst schleunigst Bauroi, er soll seinen Aeroplan heute abend noch nach Chaville bringen ... er soll in der Dämmerung anlegen ... Du sagst ihm, wo ... Er soll machen, als hätte er eine Panne und müßte den Apparat nun bis zum nächsten Morgen auf dem Feld lassen ... Hast du verstanden?"

„Natürlich."

„Dann schieb ab .. Jetzt kommst du dran, Schlange. Schau das Rasiermesser an ... es gehört Vernier ... Ferdinand hat heute morgen seine Taschen durchstöbert, um sich zu überzeugen, daß er nichts Verdächtiges bei sich trägt ... Dieses Rasiermesser ist bei einem Messerschmied in Nogent gekauft worden, die Adresse steht auf der Klinge ... also Beweismaterial ... Und die Mütze nimm auch ... es ist „seine" Mütze ... ist diese Nacht aus seinem Überzieher gefallen ... Du wirfst beides über die Mauer in den Garten der Malvinat. Verstehst du den Trick ... Vernier muß Spuren hinterlassen .. Kapiert?"

„Das will ich meinen."

„Ein neues Verbrechen, eine neuerliche Verurteilung ... in contumaciam ... und sicher zu der härtesten Strafe."

„Dann wird er wieder vom Bund abhängig ..."

„... und bleibt einer der Unsern."

(Fortsetzung folgt.)

Die Freude des Hauses Termaelen.

Skizze von Ilse Charlotte Noack.

Vor ungefähr 150 Jahren, da Holland noch als erste Kolonialmacht galt, stürmte ein jüngerer Mann mit zorngerötetem Gesicht aus dem Hause des Amsterdamer Handelsherrn Termaelen. Nicht minder erregt folgte ihm nach wenig Augenblicken ein Mädchen. „Jan! Jan Medden!"

Er wandte sich. „Du, Antje?"

„Was hat der Vater gesagt?"

Sein kurzes, bitteres Lachen gab ihr Antwort.

„Jan, wenn er durchaus einen Seemann zum Schwiegersohn haben will, mußt du ..."

„Sind meine Tuche nicht mehr wert als seine Schiffe? „Die Hoffnung des Tauses Termaelen" liegt auf dem Meeresgrunde und ..."

„Verstehst du nicht, daß der Vater aus diesem Grunde einen Schwiegersohn ersehnt, der das Schwesterschiff der „Hoffnung" um das Kap steuern kann?"

„Soll mich der Seemannstod deines Bruders zur Nachahmung —."

„Verkenne den Vater nicht! Er leidet unter der Vorstellung, daß unser Volk nicht mehr vom Heldengeiste eines Ruyter erfüllt ist. Sein sorgender Blick sieht Englands Aufstieg. Nicht dir, unserem ganzen Volke wirft er Krämergeist vor. Aber verzage nicht! Ich habe einen Plan. Nicht Pieter Konning, sondern du wirst mit der „Freude des Hauses Termaelen" ausreisen."

„Ich?"

„Ja du! Unser alter Kapitän wird mir helfen." Ihr zuversichtliches Lächeln lockte. „Versprich mir, daß du dich an Bord begibst, wenn —."

In seinen Augen flackerte leichter Argwohn. „Man sagt, daß auch Konning die Tochter des Hauses Termaelen —."

Sie flocht in Gedanken ein feines Gespinst von Frauenlist. „Wenn du mich erringen willst, Jan, so erfülle meine Bitte.

„Und die lange Trennung? Zwei Jahre können vergehen!" Dunkler wurde die Flamme in seinen Augen. „Schon mancher sah bei der Heimkehr die Ersehnte am Herde eines anderen."

„Ich schwöre dir, daß ich nicht eher an den Altar gehe, bis die „Freude" wieder im Hafen liegt. Wirst du die Seefahrt wagen, wenn der Kapitän meinen Wunsch erfüllt?"

Ein Händedruck. „Ich will." Dann schieden sie. —

Möglichst unauffällig rüstete Jan zu der weiten Fahrt, obwohl er nicht glaubte, daß ein Mädchen über das Schicksal von Schiffen entscheiden würde. Er zweifelte, bis ein Brief Antjes ihn beschied: „Die Freude des Hauses Termaelen" geht beim Morgengrauen in See. Sei heute abend an Bord!"

Jan fühlte sich im Strudel eines wirbelnden Schicksals. Schließlich siegte seine nüchterne Überlegung über alle unklaren Vorstellungen.

Ein Mantel verdeckte die Tracht des Seemanns, die er trug, als er zur bestimmten Stunde sein stattliches Haus in der Kalverstraße unbeobachtet verließ. Aber er lenkte seine Schritte nicht nach dem Hafen. Erst wollte er sich vergewissern, ob sein Nebenbuhler ein Opfer feiner Mädchenlist geworden war. Er kannte die Schänke, die Pieter Konning liebte.

Leise trat er ein und ließ sich in einer Nische zwischen dem rohen Gebälk nieder. Durch den blauen Dunst der Tonpfeifen entdeckte er den Steuermann der „Freude des Hauses Termaelen", der mit gerötetem Gesicht und blitzenden Augen unter Freunden saß. Mit siegfrohem Lachen leerte er den Zinnbecher. An Aufbruch schien er nicht zu denken.

In fieberhafter Ungewißheit wartete Jan in seiner Ecke. Sollte Termaelens alter Kapitän wirklich Antjes tollem Plane Gehör geschenkt haben? Und wenn auch! Welche Macht hieß Konning dem Schiffe fern bleiben?

Schwer und schleppend verrannen die Minuten für Jan Medden. Froher und wilder klang des Seemanns Lachen. Zu lauten Worten wurde sein Flüstern mit den Freunden: „Sie kommt, Cornelius! Um Mitternacht ist die ‚Freude des Hauses Termaelen' mein."

„Weiberworte trügen, Pieter. Geh lieber auf das Schiff!"

„Ich wage die Fahrt um das Weib. Antje Termaelen hieß mich hier harren."

Wie sturmgepeitschte Meereswogen brandeten Zorn und Empörung in Jans Herz. Wilde Eifersucht wollte ihn gegen Konning zerren. Doch beherrscht verließ er die Schänke.

War Antje wirklich treulos? In seine harte Anklage tropfte hoffende Liebe. Sie trieb ihn zu Termaelens Haus. Im Schatten der breiten Baumkronen stand er an der Gracht. Von der Neuen Kirche sang das Glockenspiel durch die Stille der Nacht.

Da bewegte sich die schmale Haustür. Eine weibliche Gestalt huschte in die Straße.

Sinnlose Wut wirbelte finstere Gedanken durch Jan Meddens Hirn. Er stürmte der Davoneilenden nach. Mit würgender Faust hätte er über die Brüsseler Spitzen nach dem schlanken Halse greifen mögen, um Pieter Konnings Siegeslachen zu töten.

Doch ehe er Antje erreicht hatte, stockte sein Fuß. Sein stattliches Haus, seine Tuchballen, sein sauberes Hauptbuch tauchten plötzlich wie silberne Sterne im Dunkel seiner Gedanken auf. Stummer Verachtung wich sein Zorn. Mit jähem Ruck wandte er sich um. —

Am nächsten Tage hörte er, daß die „Freude des Hauses Termaelen" in See gegangen war. Pieter Konning hatte sie gesteuert.

Nach Gewohnheit und Sitte ging Jan am folgenden Sonntag in die Kirche. In dem hohen Raume suchte sein Auge das geschnitzte Gestühl der Termaelens. Sein Blut stockte, als er Antjes blasses Gesicht aus dem Halbdunkel leuchten sah. Und seine Gedanken hatten sie bei Pieter Konning auf See gewähnt!

Von neuer Hoffnung erfüllt, erwartete er sie nach dem Gottesdienst am Denkmal des Admirals Ruyter. „Antje!"

Sie wollte vorbei schreiten.

„Antje, sage mir ..."

Starr stand sie vor ihm. „Mein Vater hat recht, wenn er im zunehmenden Krämergeist den Untergang unseres Volkes sieht."

„Nicht Feigheit hielt mich zurück. Ich sah dich an jenem Abend aus dem Hause gehen. Wohin? Zu ..."

„Zum Schiffe, um dich noch einmal zu grüßen."

Mit leerem Blick schritt sie zur Tür. Er blieb an ihrer Seite. „Laß mich hoffen, Antje!"

Schon standen sie auf der obersten Treppenstufe. „Die Kraft der Liebe soll ein Leben lang währen. Die deine zerbrach am ersten Zweifel."

Sicher schritt sie in den hellen Tag hinein.

Jan Medden stand allein unter den Bettlern auf den steinernen Stufen.



Bunte Chronik



* **Narkotika statt Giftgas.** Der chemische Krieg ist nach Ansicht zahlreicher Fachleute die Zukunftsform gewaltsamer Auseinandersetzungen zwischen den Völkern. Unendlich viel wird darüber geschrieben. Neben streng wissenschaftlichen Abhandlungen überbieten sich Zeitungsartikel und dicke Bücher, in mehr oder weniger ernst zu nehmenden Schilderungen die Schrecken des Gaskampfes an der Front und die Vergasung ganzer Städte zu schildern. Da ist es denn kein Wunder, daß man sich, sofern man kriegerische Auseinandersetzungen noch für unvermeidlich hält, auch mit der Frage beschäftigt, den Gaskrieg humaner zu gestalten. Natürlich übersehen diese Bestrebungen nicht, daß dem Kriegsmittel seine volle Wirksamkeit erhalten bleiben muß. Man bewegt sich da in Gedankengängen, die bereits Jahrzehnte vor dem Weltkrieg nicht unbekannt waren. Erfolge haben diese Bestrebungen bislang allerdings kaum gehabt. Was vornehmlich den Giftgaskampf anbetrifft, so führte die Entwicklung jedenfalls zu immer wirksameren Gasen. Neuerdings will nun ein amerikanischer Chemiker statt der tödlich wirkenden nur narkotisierende Stoffe anwenden. Diese sollen die Menschen — es wird sich im Zukunftskrieg nicht nur um Soldaten, sondern auch um die Zivilbevölkerung handeln — in einen tiefen Schlaf versetzen und gleichzeitig eine Lähmung der Gliedmaßen hervorrufen, die den Schlafzustand noch um einige Zeit überdauert. Es gehört nicht viel Phantasie dazu, um sich auszumalen, wie ganz andere Bilder ein solcher Krieg gegenüber den Vorstellungen, die man sich nach dem bisherigen Stand der Kriegsrüstungen machen muß, aufweisen wird.

*

* **Die lebende Fackel.** Selbstmord oder Verbrechen? Man weiß es nicht, und die Pariser Behörden sind in fieberhafter Tätigkeit, um des Rätsels Lösung zu finden. Auf einem Schmuckplatz in einer Pariser Vorstadt fanden Arbeiter, die in aller Morgenfrühe dort vorüberkamen, die fast vollständig verkohlten Überreste eines Mannes, der mit einer Kette an einen Laternenpfahl gebunden war. In einiger Entfernung von dem Toten lagen an der Erde sein Hut und seine Oberkleider. Vor seinen Füßen lag eine geleerte Benzinkanne. Man nimmt an, daß der Tote sich seiner Kleider entledigte oder entkleidet wurde und dann als lebende Fackel mit Benzin übergossen und angezündet wurde. Es ist aber nicht möglich gewesen, festzustellen, welche Annahme die richtige ist. Für einen Selbstmord, der vielleicht in einem Anfall religiösen Wahnsinns verübt wurde, spricht die Tatsache, daß der Tote, wie aus in seinen Kleidern gefundenen Papieren hervorgeht, Anhänger einer sehr extremen religiösen Sekte war und ferner, daß die Art seiner Fesselung an den Laternenpfahl ihm sehr wohl soviel Bewegungsfreiheit gelassen hat, um sich selber mit Benzin zu begießen und anzuzünden. Für den Verdacht eines Verbrechens gibt einmal das Fehlen jeglicher Wertsachen, wie Uhr, Kette, Geldbörse usw. den Anhalt, die der anscheinend den wohlhabenderen Ständen angehörige Tote doch jedenfalls besessen hat. Am Tatorte fanden sich überdies zwei verschiedene Arten von Fußspuren. Die eine Spur, offenbar die des Unglücklichen, führte geradeswegs bis zu dem Laternenpfahl, während eine andere, nicht mit dieser ersten identische, von demselben fortführte und sich später unter denjeniger anderer Passanten verlor. Der Erdboden war aber infolge reichlicher Regenmengen schon seit längerer Zeit aufgeweicht, und so ist es sehr gut möglich, daß sich diese Spur schon vorher dort befunden hat. Jedenfalls ist die grausige Angelegenheit noch in tiefstes Dunkel gehüllt, was um so verwunderlicher ist, als der Schauplatz derselben, der Schmuckplatz mit seinen gärtnerischen Anlagen, bis in die späten Abendstunden und früh am Morgen viel begangen wird. Einige Bewohner der umliegenden Häuser erklärten, gegen Mitternacht einen hellen, flackernden Schein in der fraglichen Gegend gesehen zu haben, doch hätten sie weiter nicht darauf geachtet in der Annahme, daß es sich um ein Feuerwerk oder um eine Lichtreklame gehandelt habe. So ist das Geheimnis der lebenden Fackel noch immer nicht enthüllt.

*

* **Der gefährlichste Fisch.** Im allgemeinen hält man den Haifisch für denjenigen Meeresbewohner, der dem Menschen mit seinem furchtbaren Gebiß am gefährlichsten wird. In der Südsee jedoch lebt eine Fischart, die den Haifisch an Wildheit und Gefährlichkeit noch bedeutend übertrifft. Es ist der sogenannte Barrakuda, der etwa so groß wird wie ein zwölfjähriger Junge und ein wahrhaft teuflisches Gebiß in seinem Rachen trägt. Er besitzt nicht weniger als vier Reihen Zähne, von denen zwei aus weit auseinanderstehenden, dolchähnlichen Spitzen bestehen, während die übrigen kleinere, eng zusammenstehende Zähne enthalten, die wie eine scharfe Säge arbeiten. Man konnte beobachten, daß Eingeborene, die das Unglück hatten, von diesem furchtbaren Tiere angefallen zu werden, in wenigen Minuten nur noch ein blutiger Brei waren. Aber damit ist die Gefährlichkeit dieses Fisches noch nicht erschöpft. Mehrere Matrosen, die von einem Barrakuda gebissen wurden, die man aber noch retten konnte, starben wenige Stunden später unter schrecklichen Qualen an ausgesprochenen Vergiftungserscheinungen. Bei einigen erlegten Tieren nun fand man Giftdrüsen, ähnlich wie bei Schlangen; man nimmt an, daß die Tiere von diesen nur Gebrauch machen, wenn sie durch Widerstand gereizt werden.

Lustige Rundschau



Mullgardine ist nicht mehr die jüngste. „Ihr Alter?" fragt der Richter. Die Zeugin zögert. „Neunundzwanzig", meint sie dann. Sagt der Richter lächelnd: „Wir mißverstehen uns, Zeugin. Ich möchte nicht wissen, wie alt Sie aussehen und sich fühlen, sondern wie alt sie auf dem Papier sind."



Rätsel-Ecke



Scherz-Rätsel.

W

O TDs T

R

*

Viereck-Rätsel.

Meeresbucht, Rosenkultur, Schornstein, Hammelkeule, Sonnenblume, Farrenkraut, Weinflasche, Sonnenlicht, Wolkenbruch, Meilenstein, Boehmerland.

Auflösung der Rätsel aus Nr. 243.

Rösselsprung:

Ich sah des Sommers letzte Rose stehn,
Sie war, als ob sie bluten könnte, rot;
Da sprach ich schauernd im Vorübergehn:
„So weit im Leben ist zu nah am Tod!"

Es regte sich kein Hauch am heißen Tag,
Nur leise strich ein weißer Schmetterling;
Doch, ob auch kaum die Luft sein Flügelschlag
Bewegte, sie empfand es und verging.

*

Sortier-Rätsel:

„Kann man diese Pilze ohne Bedenken essen?"
„Aber gewiß, mein Herr!"
„Und wenn nun trotzdem ein giftiger dabei ist?"
„Dann bezahle ich die ganzen Beerdigungskosten!"

* * *

„Vater, wenn ich groß bin, kann ich da machen, was ich will?"
„Nee, mein Junge, dann bist du verheiratet."

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.